

## Christine Huth-Hildebrandt: Das Bild der Migrantin. Auf den Spuren eines Konstrukts. Brandes & Apsel. Frankfurt /M. 2002

Der Titel kündigt es bereits klar an: Christine Huth-Hildebrandt fügt mit ihrer Studie der umfangreichen Literatur über Migrationsprobleme und MigrantInnen nicht einfach eine weitere Publikation hinzu, sondern sie beschäftigt sich genau mit dem, was in dieser umfangreichen Literatur inszeniert worden ist und wird. Sie macht sich nicht wie so viele auf die Suche nach der Wirklichkeit des Migrantinnenlebens, sondern widmet sich dem, was von diesen vielen zu dieser angeblichen Wirklichkeit gesagt worden ist. Sie begibt sich also aus dem geführten Diskurs und Mainstream heraus, um von außen eine Re-Lektüre der erschienenen Texte vorzunehmen und aus kritischer Distanz die Herstellung eines „Konstruktes“ – des Konstruktes Migrantin – nachzuzeichnen. Welche Wahrheiten sind wann wo von wem mit welcher Wirkung über die Migrantin produziert, gestreut und benutzt worden? Auf welche Weise wird die ethnisierte Kategorie der weiblichen Fremden gemacht und erfolgreich „besonderlich“? Und welche Rolle spielt in diesem Prozess die Konstruktion des Geschlechterverhältnisses? Zentrale These bei alledem ist, dass das Bild der Migrantin dazu dient, „das bestehende hierarchische Verhältnis von Mehrheitsgesellschaft zu den Minderheiten erklären und festschreiben zu können“ (S. 20).

Diese Spurensuche provoziert. Indem sie einen ungewöhnlichen Perspektivwechsel vornimmt, stellt sie gewohnte Kategorisierungen und Identifizierungen infrage, verstört sie liebgelebte Denkgewohnheiten. Sie konfrontiert damit, dass die Rede über die Migrantin, die uns so selbstverständlich ist, voller Brisanz ist, dass sie Wahrnehmung und Denken kanalisiert und begrenzt und blind macht für die Fülle der sozialen Realität. Denn eines fällt auf – nämlich wie „unkontrovers die Migrationssituation von Frauen dargestellt und wie einheitlich das Bild von ihnen gezeichnet worden ist“ (S. 17).

Die empirische Grundlage der Untersuchung ist überaus reichhaltig – so reichhaltig, dass manches Mal der Eindruck entsteht, dass die Autorin selbst davon überwältigt worden ist. Gleichzeitig beweist die Quellenfülle das hohe Maß an Sorgfalt, Differenziertheit und Sachkundigkeit, mit dem die Autorin gearbeitet hat. Allein schon das Literaturverzeichnis erweist sich als umfassende aktuelle Bibliografie zur Migrationsliteratur mit ganz eigenständigem Wert. Zur Verfügung standen Presseartikel, empirische Studien zu MigrantInnen und Migrationsphänomenen, vor allem aber Texte aus der Sozialpädagogik und Erwachsenenbildung. Diese werden zum einen historisch, zum anderen thematisch sortiert und ergänzt um Darstellungen der in den jeweiligen Epochen relevanten migrationspolitischen Entwicklungen in Deutschland. Auf diese Weise werden diskursive Konjunktoren herausgearbeitet und gedeutet.

Während in den frühen Texten Migrantinnen kaum präsent waren – sieht man von gynäkologischen Abhandlungen oder der Thematisierung als „Daheimgebliebene“ ab – , ändert sich dies in den 70er Jahren. Wesentlich getragen ist diese Entwicklung durch die zunehmenden Beschreibungen und Erfahrungsberichte aus den zahlreicher werdenden Initiativgruppen und Praxisprojekten, die mit Migrantinnen arbeiten. So wurde die Migrantin vom „Gastarbeiter“ zur „Ehefrau des Gastarbeiters“ (125). Aus der bis dahin übergangenen weiblichen Migrantin wird jetzt das Opfer patriarchaler Unterdrückung (S. 53). Nichterwerbstätigkeit, Hausfrauendasein, Problembehaftung und Elend werden die zentralen Konturen des Migrantinnenbildes. Auffällig ist zudem die sich durchziehende In-eins-Setzung „der Migrantin“ mit „der Türkin“ (S. 53). Während zu Beginn vor allem die Frauen/Mütter im Blick waren, rücken dann in den 80er Jahren die Töchter/Mädchen in den Fokus. Damit taucht auch eine neue sprachliche Zeichnung. „Hatten deren Mütter *Probleme*, so wird die Lebenssituation der Mädchen als eine von *Konflikten* und *Zerrissenheit* bestimmte beschrieben.“ (64). Dieses Bild des „dazwischenstehens“ gepaart mit dem Bild fehlender Handlungsfähigkeit wird schließlich zur gemeinsamen Figur zur Beschreibung von jungen und erwachsenen Migrantinnen. Sie sind Opfer im Kampf zwischen den Kulturen, der zum Konflikt zwischen den Generationen wird und damit in die Privatsphäre verlagert wird.

Der Topos der Kulturdifferenz, der sich insbesondere auf das so andere Geschlechterverhältnis kapriziert, dient als Erklärung für die mangelnde Integration der immigrierten Bevölkerung

(159). Das Andere wird gemessen an den emanzipatorischen Standards der Aufnahmegesellschaft als vormodern identifiziert. Die zahlreichen Beschreibungen der kulturellen Praxen der Geschlechtersegregation, Ehre, Schande, Jungfräulichkeit, Zwangsverheiratung und des Töchterverkaufs bebildern und belegen das Paradigma der Rückständigkeit.

Übersehen wird dabei einiges, wie Huth-Hildebrandt problematisiert. Beispielsweise stammen die Quellen vieler solcher Schilderungen aus den sozialen Hilfeeinrichtungen, von daher geben sie letztlich nur sehr begrenzte Realitätsausschnitte wieder (166). Es werden einzelne Lebenswegrituale (z. B. Verlobung, Heirat, Brautnacht) unzulässig vergrößert und damit in ihrer sozialen Bedeutung missverstanden (194, man stelle sich vor, die westlichen Weihnachtsrituale oder die Brautentführung würden zum zentralen Bezugspunkt der Identifizierung deutscher Kultur und Geschlechterverhältnisse gemacht). Bildung wird in vielen Migrantenfamilien längst als entscheidendes kulturelles Kapital für Töchter angesehen (183). Und bei der „beliebten“ kritischen Kaprizierung auf den fremdländischen Ehrbegriff finden unzulässige Reduktionen auf einen hierarchisierten Sittlichkeitskodex statt (178), und es bleibt völlig ausgeblendet, welche Rolle „Sevgi“, die Liebe, als Wert in den privaten Geschlechterbeziehungen spielt (168). So ist es dann auch möglich, dramatische Bilder unzivilisierter Männlichkeit zu zeichnen – sozusagen als Gegenkonstrukt, ohne dass das Konstrukt der Migrantin keinen Sinn ergeben würde.

„In der Rekonstruktion wird deutlich, daß sich die Themen ... geändert haben, die Setzung als solche aber geblieben ist: Eine imaginäre Migrantin dient als Folie, vor der die Spezifik des Geschlechterverhältnisses sichtbar wird. Dieses wird in der Folge genutzt, um Fremdheitszuschreibungen zu konstruieren und zu festigen. Fremdes wurde von daher erst gesetzt, indem es zuvor als Anderes beschrieben und dadurch schon längst zum bekannten Anderen geworden war. Somit konnte hier die Verfügungsgewalt über die Anderen ... entstehen, indem das ... bekannte Andere im Vergleich zum jeweils Eigenen *zum kulturell Befremdlichen* stilisiert wurde.“ (198)

Diese Studie ist nicht nur lehrreich für die sozialpolitische und sozialpädagogische Debatte um Migration und Interkulturalität, sondern sie führt exemplarisch ein prinzipielles Problem Sozialer Arbeit vor. Konzeptentwicklungen sind auf typisierende Vorannahmen zu Bedürftigkeiten und Bedarfen von Zielgruppen angewiesen, die dennoch nicht als kollektive Zuschreibungen erstarren und Individualitäten überdecken dürfen. Was Huth-Hildebrandt für „die Migrantin“ nachzeichnet, wiederholt sich in den Fachdebatten zu anderen Zielgruppen – seien es die zu den Behinderten, den Kindern, den Alten, den Brennpunktbewohnern, den Arbeitslosen, den Süchtigen oder auch den Frauen. Immer entstehen Diskurse zu den Besonderheiten bestimmter sozialer Gruppen, die Lebensverhältnisse und Lebensweisen identifizieren, und immer werden damit automatisch Reduktionen und Ausschlüsse vorgenommen wie auch Kreisläufe der Selbstbestätigung entstehen. Weil es ein Bild zu den Zielgruppen gibt, kann man nur das sehen, was man wiedererkennt, nimmt man nicht wahr, was quer liegt. Die Sozialdiagnose – so bemüht sie auch sein mag – gerinnt zur Stereotypisierung, die nur unzureichend in der Lage ist, Veränderungen wie auch Vielheiten aufzunehmen. Auch wenn die Autorin selbst keinen Brückenschlag zu den neueren Dekonstruktionsdebatten im Gender-Diskurs vornimmt, so lassen sich im Grunde genommen ihre Ausführungen unentwegt auch als mahnender Fingerzeig im Hinblick auf problematische Klischeebildungen in der allgemeinen Debatte um Mädchen und Frauen lesen. Wenn sie Dramatisierungen, Vergrößerungen, Ausblendungen und Geschlossenheiten in der Rede über die Migrantin aufzeigt, dann erinnert dies an Parallelen in der Bestimmung von Mädchen und Frauen. Individuen sind „nicht einfach durch „sex, race und class“ als geschlossene Größen determiniert“ (S. 199). Von daher müssen sich die typisierenden Bilder bewegen, „wenn die Handelnden mit ihren „Geschlechtsrollen“ oder der ihnen zugeschriebenen „ethnischen Identität“ nicht unbedingt „identisch“ sind“ (S. 199). Das scheint aber nicht nur im Diskurs zur Migrantin eine noch ungelöste Herausforderung zu sein.

Rezensiert und EfEU zur Verfügung gestellt von Lotte Rose, Professorin an der Fachhochschule Frankfurt am Main, Fachbereich Soziale Arbeit und Gesundheit